

Ulrike Mayrhofer

Kinder in Regenbogenfamilien

Wie entwickeln sich Kinder gleichgeschlechtlich l(i)ebender Menschen in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität?

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Dieses Werk sowie alle darin enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsschutz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Auswertungen durch Datenbanken und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe (einschließlich Mikrokopie) sowie der Auswertung durch Datenbanken oder ähnliche Einrichtungen, vorbehalten.

Copyright © 2008 Diplom.de
ISBN: 9783836636919

Kinder in Regenbogenfamilien

Wie entwickeln sich Kinder gleichgeschlechtlich l(i)ebender Menschen in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität?

Ulrike Mayrhofer

Kinder in Regenbogenfamilien

Wie entwickeln sich Kinder gleichgeschlechtlich l(i)ebender Menschen in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität?

Ulrike Mayrhofer

Kinder in Regenbogenfamilien

Wie entwickeln sich Kinder gleichgeschlechtlich l(i)ebender Menschen in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität?

ISBN: 978-3-8366-3691-9

Herstellung: Diplomica® Verlag GmbH, Hamburg, 2009

Zugl. Universität Klagenfurt, Klagenfurt, Österreich, Diplomarbeit, 2008

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtes.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Die Informationen in diesem Werk wurden mit Sorgfalt erarbeitet. Dennoch können Fehler nicht vollständig ausgeschlossen werden und der Verlag, die Autoren oder Übersetzer übernehmen keine juristische Verantwortung oder irgendeine Haftung für evtl. verbliebene fehlerhafte Angaben und deren Folgen.

© Diplomica Verlag GmbH

<http://www.diplomica.de>, Hamburg 2009

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	5
2. Entwicklung der Geschlechtsidentität.....	12
2.1 Geschlechterdimensionen	12
2.1.1 Geschlecht	12
2.1.2 Geschlechtsidentität	13
2.1.3 Geschlechtsrollen	14
2.1.4 Geschlechtsstereotype	14
2.1.5 Geschlechtstypische Unterschiede.....	16
2.2 Verschiedene Theorien und Ansätze.....	22
2.2.1 Psychoanalytische Ansätze	23
2.2.2 Biologischer Ansatz	38
2.2.3 Sozialisationstheoretische Ansätze	44
2.2.4 Kognitive Ansätze	50
2.3 Entwicklung über die Lebensspanne	55
2.4 Resümee	57
2.5 Fazit	57
3. Familie und andere Sozialisationsagenten	58
3.1 Familien im Wandel/alternative Familienformen	59
3.2 Weitere Sozialisationsagenten	64
4. Regenbogenfamilien	68
4.1 Geschichtlicher Rückblick zur Homosexualität	68
4.2 Die „Regenbogenfamilie“	72
4.3 Arten von Familienkonstellationen und deren Entstehung	74
4.4 Familienleben	79
4.5 Das fehlende Geschlecht	85
4.6 Der fehlende Dritte – Triangulierung	86
4.7 Soziales Umfeld	87
4.8 Coming-Out	89
4.9 Eltern-Kind-Beziehung	91
4.10 Psychologische Entwicklung der Kinder	92
4.11 Aus der Sicht der Kinder – Erlebnisberichte	93
4.12 Resümee	100

5. Aktueller Stand der Forschung	105
5.1 Studien im Detail	105
5.2 Forschungslücken	116
5.3 Resümee	117
6. Empirische Umsetzung der Fragestellung	119
6.1 Explikation der Fragestellung und Hypothesenformulierung	119
6.2 Design der Studie	120
6.3 Stichprobe	120
6.4 Methodik der Studie	122
6.4.1 Erhebungsmethoden	122
6.4.2 Datenaufbereitung	124
6.4.3 Auswertungsmethoden	125
6.5 Ergebnisse der Studie	126
6.6 Beantwortung der Fragestellung	156
7. Resümee	163
8. Fazit	166
Literaturverzeichnis	169
Anhang	173

Vorwort

Seit rund 15 Jahren lebe ich ausschließlich in gleichgeschlechtlichen Beziehungen. Mein Kinderwunsch begleitete mich dabei von Anfang an. Lange Zeit wusste ich nicht, ob ich eine Möglichkeit finden würde, trotz meiner Homosexualität ein Kind zu bekommen. Zwischendurch gab es Phasen in denen ich mich schon damit abgefunden hatte, dass ich wohl nie ein eigenes Kind haben würde, zumal meine Lebensgefährtin, die ich in dieser Zeit hatte, diesen Wunsch nicht mit mir teilte. In der darauffolgenden Beziehung war der Kinderwunsch etwas, das mich und meine Partnerin ganz stark verband und schließlich fanden wir trotz unserer gleichgeschlechtlichen Orientierung eine Möglichkeit, ein gemeinsames Kind zu bekommen.

Unser Sohn ist mittlerweile fast neun Jahre alt und für ihn ist es nichts Außergewöhnliches, zwei Mütter zu haben. Er weiß inzwischen auch, dass er durch eine Insemination entstand und die Möglichkeit hat, seinen Vater später einmal kennen zu lernen, wenn er das möchte.

Als er vier Jahre alt war sprach ich erstmals mit ihm über unsere Familienkonstellation. Anlass war ein Gespräch zwischen ihm und anderen Kindern das ich hörte, in dem er erzählte, er hätte keinen Papa. Ich versuchte daraufhin ihm die Situation zu erklären, aber erst langsam war er in der Lage die Zusammenhänge zu begreifen und zu verstehen, dass auch er einen biologischen Vater besitzt wie jedes andere Kind, dieser aber keine solche Vaterrolle einnehmen würde, wie Väter es gewöhnlich tun. Als er sechs oder sieben Jahre alt war, fragte ich ihn schließlich, ob ihm sein Papa eigentlich fehle und ich muss gestehen, dass ich mit einer derart klaren Antwort nicht gerechnet hatte. Er sagte: „Nein - ich hab dafür ja zwei Mamas!“ Und als ich ihn weiter fragte, wie das für ihn sei, zwei Mamas und nicht wie andere Kinder eine Mama und einen Papa zu haben, meinte er schlicht und einfach: „Toll!“

Dennoch stellte er zwischendurch natürlich immer wieder Fragen zu seinem Vater und ich machte mir Sorgen, ob ich meinem Sohn nicht einen ganz wichtigen Teil in seinem Leben vorenthalten würde. Ich machte mir Gedanken darüber, welche Folgen unsere Familienkonstellation für seine Entwicklung wie beispielsweise seine männliche Geschlechtsrolle haben würde und ob ihm nicht grundsätzlich eine konstante männliche Bezugsperson fehlen würde. Auch wenn ich erlebte, dass er sich vor allem durch die Auseinandersetzung mit seinem Onkel, die phasenweise sehr intensiv war und dann wieder überhaupt keine Bedeutung zu haben schien, seinen eigenen Zugang zur „Männlichkeit“ gestaltete, so hatte ich doch große Bedenken.

Beispielsweise war er mit vier Jahren überzeugt davon, später auch eine Frau zu sein - genauso wie meine Partnerin und ich. Ich war ausgesprochen verunsichert, denn er wollte damals gar nicht akzeptieren, dass das nicht der Fall sein würde. Heute weiß ich, dass es sich dabei um einen ganz normalen Prozess im Laufe der Entwicklung der Geschlechtsidentität bei Kindern handelt - damals war ich erschrocken.

Schon zu Beginn meines Studiums spielte ich mit dem Gedanken, meine Diplomarbeit über Kinder in gleichgeschlechtlichen Beziehungen zu schreiben, aber aus Angst und Unsicherheit verwarf ich ihn immer wieder. Schließlich war das Bedürfnis, mich endlich mit dem Thema auseinander zu setzen, größer als die Angst, mit meinem eigenen Versagen als Mutter konfrontiert zu werden. Meine Sorge um die Entwicklung meines Sohnes aber auch mein eigenes Interesse sowie das Interesse in meinem Freundes- und Bekanntenkreis an diesem spannenden Thema waren schließlich ausschlaggebend, dass ich mich doch dafür entschied. Ich hoffe, dass ich mit meiner Arbeit einen kleinen aber interessanten und aufschlussreichen Einblick in das Thema geben kann.

Durch meine alltäglichen Erfahrungen als lesbische Mutter und die Meinung meines Sohnes zu verschiedenen Themen habe ich viele Anregungen für meine Arbeit bekommen. Außerdem erhielt ich die Bestätigung, dass er sich glücklich und zufrieden entwickelt und auf seine eigene Art und Weise lernt, mit der Situation umzugehen, wofür ich sehr dankbar bin. Ich möchte ihm dafür danken, dass er in den letzten Monaten so viel Geduld mit mir hatte. Ich schätze mich übergelukkig, dass es ihn in meinem Leben gibt - nichts könnte mein Leben mehr bereichern als er.

Abschließend möchte ich mich bei allen Familien bedanken, die sich mit Interesse und Begeisterung für meine Studie zur Verfügung gestellt haben und nicht zuletzt auch allen anderen, die mir mit Tipps und Ratschlägen zur Seite standen.

1. Einleitung

In den modernen Industriestaaten leben immer mehr Menschen in alternativen Familienformen. Die traditionelle Familie bestehend aus „Vater – Mutter – Kind“ verschwindet immer mehr. Einelternfamilien, Patchwork-Familien (Fortsetzungsfamilien), aber auch Regenbogenfamilien sind längst Teil unserer gesellschaftlichen Realität (vgl. Udo Rauchfleisch, 1997). Dennoch sind gleichgeschlechtliche Familien auch heute noch sehr umstritten. Wenn es um Kinder geht, die bei ihren lesbischen oder schwulen Eltern aufwachsen, zeigen auch jene Menschen Bedenken, die von sich behaupten, offen und tolerant gegenüber Homosexuellen zu sein.

Die häufigsten Argumente die man hört sind, dass Kinder für ihre Entwicklung Mutter und Vater bräuchten und dass es den Kindern schaden würde, wenn die Eltern homosexuell sind; dass die Eltern und in der Folge auch die Kinder psychisch labil seien; Probleme in sozialen Beziehungen hätten und mit der Stigmatisierung und Diskriminierung nicht zurecht kämen; außerdem, dass die Kinder durch den Einfluss der Eltern selbst homosexuell würden und dass sie vermehrt Störungen der Geschlechtsidentität aufwiesen (vgl. Bernd Eggen, 2003, Rauchfleisch, 1997).

Wie sieht nun die Realität aus? Wie leben Regenbogenfamilien und wie wachsen die Kinder auf? Wie entwickeln sie sich im Vergleich zu Kindern aus traditionellen Familien? Gibt es tatsächlich Unterschiede in der Entwicklung der Geschlechtsidentität? Zugegeben, dies sind höchst interessante und auch naheliegende Fragen, wo doch das Leben von Homosexuellen scheinbar alles andere als unserer gesellschaftlichen „Norm“ entspricht.

Was ist eine Regenbogenfamilie?

Von einer Regenbogenfamilie spricht man, wenn mindestens einer der beiden Elternteile lesbisch, schwul, bi- oder transsexuell ist (vgl. Frank Ebel, 2001, Elke Jansen & Melanie C. Steffens, 2006). Im angloamerikanischen Raum werden sie auch als „LGBT-Families“ bezeichnet. LGBT steht hier für Lesbian-Gay-Bisexual-Transgender.

Regenbogenfamilien in der Gesellschaft

Auch wenn die Institution Familie in den letzten Jahrzehnten enorme Veränderungen durchgemacht hat und vieles heute für uns selbstverständlich geworden ist - gleichgeschlechtliche Familienformen rufen noch immer Unsicherheit und Ängste hervor und führen zu moralischer Ablehnung (vgl. Gabriele Schöttler, 2001, S. 11). Rauchfleisch (1997) betont, dass gleichgeschlechtlich orientierte Eltern aufgrund der Vorurteile gegenüber ihrer sexuellen Orientierung und der Elternschaft als solche doppelt stigmatisiert sind. So

sprechen beispielsweise in der Studie von Calmbach aus dem Jahr 1997, die Rauchfleisch (1997) anführt, ein Viertel der in sozialen Bereichen Tätigen Homosexuellen erzieherische Kompetenzen ab und sogar 40% von ihnen würden die Möglichkeit der Adoption für Homosexuelle strikt ablehnen (vgl. S. 43).

Gleichgeschlechtliche Paare die Kinder großziehen, haben, wie schon erwähnt, mit den verschiedensten Vorurteilen zu kämpfen. Die gängigsten Vorbehalte, warum Lesben und Schwule keine Kinder aufziehen sollten, wurden von Jansen & Steffens (2006) zusammen gefasst. Neben den bereits erwähnten Bedenken führen sie weiters dazu an, dass gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen keine Beständigkeit aufwiesen; das Coming-out der Eltern für diese Kinder zu belastend sei; sich sowohl Mädchen als auch Jungen aufgrund des gestörten Geschlechtsrollenverhaltens der Eltern in Bezug auf ihre eigene Geschlechtsrolle nicht entsprechend entwickeln könnten und sich diese Kinder von ihren Freunden zurückziehen würden und damit soziale Isolation erleiden müssten, weil die Gesellschaft solche Familien noch nicht akzeptiere (vgl. dazu auch Birgit Sawatzki, 2004, S. 49). Weiters führen die Autoren dazu an, dass diese Kinder einem erhöhten Risiko ausgesetzt seien, ihre Eltern durch Aids, Suizid oder Drogenmissbrauch zu verlieren und vor allem in schwulen Beziehungen Opfer sexuellen Missbrauchs zu werden (S. 102).

Aber nicht nur die Gesellschaft begegnet Regenbogenfamilien gegenüber ablehnend, es sind in vielen Ländern vor allem auch die Gesetzgebung und die Rechtsprechung, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Die Zeitschrift JusAmandi berichtet hier in Österreich z.B. von der Absage des Obersten Gerichtshofs im Falle einer Stiefkind-Adoption, die im September 2006 verhandelt wurde. Die Begründung für die Absage lautete: „Die Erziehung und die Sorge durch geeignete und verantwortungsbewusste Personen könne nur bei einer Mann-Frau- (wortwörtlich: „natürlichen“) -Familie erreicht werden.“ Der Fall wurde dem Menschenrechtsgerichtshof übergeben und wartet dort auf eine Entscheidung (JusAmandi 01/2007, S. 3).

Kinder in Regenbogenfamilien

Überdurchschnittlich viele Regenbogenkinder sind Wunschkinder und die Elternschaft somit eine ganz bewusste. Handelt es sich nicht um Kinder aus ehemaligen heterosexuellen Beziehungen, so nimmt die Planung oft mehrere Jahre in Anspruch, sodass sich die werdenden Eltern intensiv mit dem Thema auseinandersetzen, wie Birgit Sasse (1995, S. 138) schreibt (vgl. auch Melanie C. Steffens & Erin Marie Thompson, 2003, S. 110).

Zahlen und Fakten

Es ist ausgesprochen schwierig genaue Zahlen darüber zu bekommen, wie viele Kinder tatsächlich in Regenbogenfamilien aufwachsen. In Deutschland haben schätzungsweise

insgesamt ein bis zwei Millionen Kinder lesbische Mütter oder schwule Väter. Die meisten dieser Eltern leben allerdings nicht geoutet, sondern vielfach in heterosexuellen Beziehungen. Laut Jansen & Steffens (2006) wachsen aber tausende dieser Regenbogenkinder tatsächlich auch in einem gemeinsamen Haushalt mit ihren zwei Müttern bzw. Vätern auf. Eggen (2003) spricht beispielsweise von rund 11.000 solcher Kinder in Deutschland, die in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften aufwachsen. Damit wären es „deutlich weniger als ein halbes Prozent“ der 21 Millionen deutschen Kinder insgesamt. Diese Angaben stammen aus dem deutschen „Mikrozensus der amtlichen Statistik“. Demnach gab es im Jahre 2001 49.200 zusammenwohnende gleichgeschlechtliche Paare, die sich offen auch als solche bezeichneten. Jedes sechste Paar davon hat Kinder und jedes zehnte Paar minderjährige Kinder. Diese Zahlen sind mit Angaben aus den Niederlanden vergleichbar. Allerdings wird geschätzt, dass die tatsächliche Anzahl der zusammenlebenden gleichgeschlechtlichen Paare in etwa drei Mal so hoch sein dürfte - laut einer Schätzung für Deutschland wären das ca. 147.000 solcher Paare (Eggen, 2003, vgl. dazu auch Sawatzki, 2004, S. 20).

Hier in Österreich gibt es leider keine vergleichbaren Statistiken darüber, wie viele Kinder lesbische Mütter oder schwule Väter haben, aber eine grobe Hochrechnung würde zu folgendem Ergebnis führen: Betrachten wir, dass in etwa 2% der Frauen und 4% der Männer homosexuell sind (vgl. Kap. 2.2.2) und davon jede dritte Lesbe und jeder fünfte Schwule Kinder hat (vgl. Jansen & Steffens, 2006), so ergibt dies bei grober Berechnung für Österreich eine Zahl, die zumindest in die Tausende wenn nicht sogar „zig-Tausende“ geht. Wie viele Kinder davon tatsächlich bei einem lesbischen oder schwulen Elternpaar aufwachsen kann ebenfalls nur sehr grob geschätzt werden. Ich gehe davon aus, dass es zwischen 1000 und 1200 Kinder sein dürften, deren gleichgeschlechtliches Elternpaar sich offen zu seiner Homosexualität bekennt, wenn ich auch hier einen direkten Vergleich mit Deutschland anstelle, wo Eggen (2003) von 11.000 spricht (vgl. auch Sawatzki, 2004). Tatsächlich dürften es aber auch hierzulande insgesamt circa drei Mal so viele homosexuelle Paare sein, die zusammen leben und gemeinsam Kinder aufziehen.

Forschung

Die ersten größeren empirischen Studien über Regenbogenfamilien wurden Ende der 70er Jahre in den USA durchgeführt. Auslöser waren Scheidungs- und Sorgerechtsprozesse lesbischer Mütter. Allerdings nahmen an diesen Studien hauptsächlich homosexuelle Frauen und Männer teil, die aus der Mittelschicht stammten und über einen gehobenen Bildungsstatus verfügten, weshalb keine Repräsentativität angenommen werden kann. Eggen (2003) verweist außerdem auf zu geringe Stichproben dieser Studien und macht

darauf aufmerksam, dass wichtige Informationen zum Familienhintergrund - wie beispielsweise die Scheidung der Eltern oder das Coming-Out - unberücksichtigt blieben. Dadurch sei der Einfluss der sexuellen Orientierung der Eltern bzw. anderer Faktoren, wie der oben genannten, nicht genau festzustellen (vgl. auch Wassilios E. Fthenakis und Arndt Ladwig, 2002, Judith Stacey und Timothy J. Biblarz, 2001).

Die Forschung über Regenbogenfamilien gestaltet sich generell sehr schwierig, weil sich viele Lesben und Schwule aus Angst vor Diskriminierung und rechtlicher Benachteiligung bedeckt halten. Vor allem schwule Väter fürchten um ihr Sorgerecht und ziehen es deshalb häufig vor, ein heterosexuelles Familienleben aufrechtzuerhalten (vgl. Fthenakis und Ladwig, 2002, S. 129ff).

Die meisten Untersuchungen die bisher gemacht wurden brachten keine bis wenig signifikante Ergebnisse. Sie konzentrierten sich in erster Linie auf Themen wie Mütterlichkeit, Eltern-Kind-Beziehung, die psychische Gesundheit der Kinder, die Entwicklung ihrer Geschlechtsidentität und ihres Selbstwertgefühls und darauf, ob sie ein Problemverhalten zeigten (vgl. Charlotte Patterson, 2006, Steffens & Thompson, 2003).

Im Mittelpunkt stand die Frage, ob diese Kinder durch die sexuelle Orientierung der Eltern Schaden nehmen. Heute weiß man aus gesicherten Studien, dass dies nicht der Fall ist und sich Kinder in Regenbogenfamilien genauso gut entwickeln wie Kinder in traditionellen Familien. Jansen (2006) schreibt: „Psychosoziale Studien zur Lebenswirklichkeit von Regenbogenfamilien attestieren lesbischen Müttern und schwulen Vätern seit langem eine angemessene Erziehungsfähigkeit und ihren Kindern eine gelungene emotionale, soziale und sexuelle Entwicklung. Dennoch ist ein adäquater, sach- und zeitgemäßer Umgang mit Regenbogenfamilien in Politik und Gesellschaft nicht überall gegeben“ (S. 644).

Für die Zukunft verweist Bernd Eggen (2003) - wie mittlerweile auch andere Forscher - darauf, dass „die Betonung der Unterschiedslosigkeit von Kindern aus homo- und heterosexuellen Familien (...) auf lange Sicht an der Realität vorbeigehen“ und aus politischer Sicht „in die Irre führen“ dürfte. Er betont aber, dass es sich dabei keineswegs um Defizite dieser Kinder handle, sondern einfach nur um Unterschiede (Eggen, 2003, vgl. auch Stacey und Biblarz, 2001, S. 164). Bereits 2001 haben Stacey und Biblarz auf dieses Problem hingewiesen. Auch sie sind der Meinung, dass die Ergebnisse unplausibel sind und geben zu bedenken, dass viele Studien, statt offene Fragestellungen zu untersuchen, dem Maßstab heterosexueller Elternschaft unterworfen sind und deshalb der Blick auf möglicherweise doch vorhandene Unterschiede versperrt sei (vgl. Uli Streib-Brzič & Stephanie Gerlach, 2006, S. 179, Stacey und Biblarz, 2001).

Solange es aber passieren kann, dass homosexuelle Eltern das Sorgerecht für ihre Kinder verlieren und solange Lesben und Schwule bei Adoption, Pflegschaft sowie künstlicher

Befruchtung aufgrund ihrer sexuellen Orientierung abgewiesen werden können, wird die Forschung sehr behutsam bei der Untersuchung von Unterschieden vorgehen. Sie steht also hier zweifellos vor einer großen Herausforderung.

Geschlechtsidentität

Es gibt leider nur wenige Studien, die sich mit der Entwicklung der Geschlechtsidentität von Regenbogenkindern auseinandersetzen. Der Grund dafür dürfte in der schwierigen empirischen Umsetzung zu suchen sein (vgl. Stacey und Biblarz, 2001). Die bisherigen Ergebnisse die es dazu gibt zeigen aber auch hier keine oder nur wenige signifikante Unterschiede zu Kindern aus traditionellen Familien.

Insgesamt gibt es nach Stacey und Biblarz (2001) nur zwei Studien, die grundlegende Hinweise auf den Zusammenhang zwischen der elterlichen und kindlichen Entwicklung der Geschlechtsidentität erbrachten. Es sind dies jene von R. Green et al. aus dem Jahr 1986 und von Tasker und Golombok aus dem Jahr 1997. Diese beiden und die wenigen anderen Studien, die sich mit dem Thema auseinandersetzen, widerlegen, so Stacey und Biblarz (2001), den Anspruch, es bestünden „keine Unterschiede“, da in diesen Studien die Kinder aus den Regenbogenfamilien weniger traditionelles, geschlechtstypisches Verhalten zeigen und gleichgeschlechtlichen erotischen Erfahrungen offener gegenüber stehen als Kinder aus traditionellen Familien. Die Autoren zeigen sich in ihren Ausführungen überrascht, dass gerade dieser Bereich bisher so wenig untersucht wurde, da sich gerade in der sexuellen Orientierung wie auch dem geschlechtstypischen Verhalten theoretisch begründet viel wahrscheinlicher Unterschiede zeigen dürften als in anderen Bereichen (ebenda).

Präzisierung und Eingrenzung der Fragestellung

Für die Bearbeitung des Themas im Rahmen meiner Diplomarbeit stellen sich nun folgende Fragen: Wie entwickeln sich Kinder die in Regenbogenfamilien aufwachsen im Vergleich zu Kindern in traditionellen Familien? Welche Bedeutung hat die Familienkonstellation bzw. die sexuelle Orientierung der Eltern für die Entwicklung der Geschlechtsidentität dieser Kinder? Was bedeutet es beispielsweise für einen Jungen, ohne Vater/männliches Rollenvorbild bzw. für ein Mädchen, ohne Mutter/weibliches Rollenvorbild aufzuwachsen? Schadet es dem Kind in seiner Entwicklung oder besteht darin vielleicht sogar eine Chance, unvorbelastet in die eigene männliche bzw. weibliche Rolle hineinzuwachsen – in eine „neue“ männliche bzw. weibliche Rolle? Und schließlich - wie entwickeln sich Regenbogenkinder in Bezug auf ihre sexuelle Orientierung?

Um aussagekräftige Daten zu erhalten, wurde eine Vergleichsstudie zwischen Regenbogenfamilien und traditionellen Familien durchgeführt. Dafür wurden zwei

Fragebögen entwickelt, die einen direkten Vergleich zwischen den beiden Familienformen zuließen und die Beantwortung folgender zentraler Fragestellung ermöglichten:

Wie entwickeln sich Kinder in Regenbogenfamilien in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität im Vergleich zu Kindern in traditionellen Familien?

Der Begriff der Geschlechtsidentität umfasst hier die von Wolfgang Mertens (1992) formulierten drei Komponenten der Geschlechtsidentität: die Kern-Geschlechtsidentität, die Geschlechtsrolle und die Geschlechtspartner-Orientierung.

Bezugnehmend auf die von Stacey und Biblarz (2001) sowie Eggen (2003) formulierte Vermutung, dass es tatsächlich einen Unterschied in der Entwicklung der Kinder zwischen den beiden Familienformen geben müsste, wurde eine entsprechende Forschungshypothese für den Bereich der Geschlechtstypizität formuliert. Zur Überprüfung dieser Forschungshypothese wurde die GTS+ (Geschlechtstypizitäts-Skala) eingesetzt - ein Messinstrument, das eine reliable Erfassung von „zwei zentralen Aspekten des geschlechtsrollenbezogenen Selbstkonzepts“ (Christine Altstötter-Gleich, 2004, S. 136) ermöglicht und damit eine konkrete Beantwortung der Fragestellung in Bezug auf die Geschlechtstypizität der Kinder zulässt.

Zusätzlich wurden die Kinder von mir gebeten, für meine Studie eine Zeichnung über ihre eigene „zukünftige Familie“ zu machen. So erhielt ich schließlich einen direkten Zugang zu ihrer eigenen Vorstellungswelt, was den empirischen Teil meiner Arbeit auch für mich abrundete.

Aufbau und Gliederung der Diplomarbeit

Kapitel eins dient der Einführung in das Thema und gibt einen kurzen Überblick über die gesamte Diplomarbeit. In den Kapiteln zwei bis vier werden die theoretischen Grundlagen des Themas erörtert. Kapitel zwei behandelt die Entwicklung der Geschlechtsidentität im Detail. Zum einen geht es hier um die verschiedenen (Lebens-)Bereiche in denen das Geschlecht von Bedeutung ist und zum anderen um die entwicklungspsychologischen Theorien und Ansätze zur Entwicklung der Geschlechtsidentität. Kapitel drei behandelt schließlich den Bereich „Familie und andere Sozialisationsagenten“. Der Wandel der Familie in den letzten Jahrzehnten sowie der Einfluss von Peergroups und anderen Sozialisationsagenten auf die Entwicklung von Mädchen und Jungen werden hier dargestellt. Regenbogenfamilien werden schließlich in Kapitel vier ausführlich behandelt. Ausgehend von einem kurzen geschichtlichen Überblick zur Homosexualität werden die Besonderheiten und Alltäglichkeiten dieser Familienkonstellation näher besprochen; was sind Regenbogenfamilien, wie entstehen sie, worin unterscheiden sie sich von anderen

Familienkonstellationen bzw. was haben sie mit ihnen gemeinsam, wie sieht das Familienleben aus und wie entwickeln sich die Kinder in dieser besonderen Familienkonstellation im Allgemeinen sowie bezüglich ihrer Geschlechtsidentität im Speziellen. Kapitel fünf gibt im Anschluss daran einen Überblick über den aktuellen Stand der Forschung und in Kapitel sechs erfolgt die Darstellung der empirischen Umsetzung der Fragestellung. Kapitel sieben und acht dienen schließlich der Zusammenfassung der gesamten Arbeit, der Formulierung einer Schlussfolgerung sowie einem kurzen Ausblick in die Zukunft bezüglich der Forschung auf diesem Gebiet.

2. Entwicklung der Geschlechtsidentität

Wie wird man zur Frau bzw. zum Mann? Was bedeutet es Frau bzw. Mann zu sein? Welche Folgen sind damit verbunden? Warum „denken, fühlen und handeln“ wir unterschiedlich? Und tun wir das wirklich? Haben wir die Freiheit der Entscheidung oder gar keine Wahl?

Diese und viele weitere Fragen beschäftigen seit jeher die Forschung und haben vielfach zu großer Verwirrung und Unstimmigkeiten geführt, statt klare Antworten zu geben.

Einer der namhaftesten Wissenschaftler auf dem Gebiet der Sexualmedizin, Hartmut Bosinski (2000), bringt es auf den Punkt: „Die Herausbildung der Geschlechtsidentität, von Geschlechtsrollenverhalten und –vorstellungen sind seit Jahren Gegenstand einer kaum überschaubaren Fülle von Untersuchungen und Publikationen der Sozialpsychologie, der Differentiellen Psychologie, der empirischen Entwicklungspsychologie usw.“ (S. 112). Sie „gehören zu den spannendsten, aber auch umstrittensten Problemen humanwissenschaftlicher Forschung überhaupt“ (S. 96).

Zur Frage wie sich die Geschlechtsidentität entwickelt, gibt es verschiedene Theorien und Ansätze, auf die ich im Laufe meiner Arbeit noch näher eingehen werde. Zuvor erscheint es mir aber wichtig, noch einige Begriffe zu definieren und auf die Dimensionen des menschlichen Geschlechts einzugehen.

2.1 Geschlechterdimensionen

Dorothee Alfermann (1996, S. 7) schreibt: „Das Geschlecht eines Menschen ist ein Merkmal, das nicht nur die biologische und sexuelle Entwicklung entscheidend beeinflusst, sondern auch für die psychosoziale Entwicklung eines Menschen große Bedeutung hat“ (vgl. dazu auch Eleanor E. Maccoby, 2000, S. 103 u. 352).

2.1.1 Geschlecht

Hier haben sich die beiden Begriffe „sex“ und „gender“, die auf Money ins Jahr 1955 zurückgehen, längst etabliert. Das biologische Geschlecht wird als „sex“, das soziale Geschlecht als „gender“ bezeichnet (Mertens, 1992, S. 25) und ist als solches ein zentrales Forschungsthema, unter anderem auch der „Gender-Studies“, geworden.

2.1.2 Geschlechtsidentität

Aufgrund der Komplexität des Konstrukts „Geschlechtsidentität“ erscheint mir eine umfangreichere Definition des Begriffes unumgänglich.

John W. Money (1973) definierte Geschlechtsidentität „als das Erleben, wie der Betreffende sich in seiner Binnenwahrnehmung als weiblich/männlich über die Zeit hinweg fühlt“ (Money, 1973 nach Mertens, 1992, S. 27).

Dorothee Alfermann (1996, S. 58) betrachtet Geschlechtsidentität als die „Erkenntnis über die Zugehörigkeit der eigenen Person wie auch anderer Personen zum männlichen oder weiblichen Geschlecht“, also als einen biologisch determinierten Sachverhalt.

Philip G. Zimbardo und Richard J. Gerrig (2004, S. 491) definieren Geschlechtsidentität ähnlich als „Bewusstsein des eigenen Mannseins oder Frauseins“ wozu „normalerweise auch das Bewusstsein und die Akzeptanz des biologischen Geschlechts“ gehört.

Für **Eleanor E. Maccoby** (2000, S. 199) bedeutet Geschlechtsidentität „das Gewahrsein, daß man entweder ein männliches oder ein weibliches Individuum ist und die Integration dieser Erkenntnis in das Selbstkonzept“.

Vera King (2000, S. 245) meint dazu: „Geschlechtsidentität bezeichnet die Kontinuität des Selbsterlebens eines Individuums in Hinblick auf sein Geschlecht und umfasst die Gesamtheit jener Aspekte des Selbst oder der Identität, die als mit dem Geschlecht genuin verbunden angesehen werden.“

Wolfgang Mertens (1992) stellt schließlich fest: „Die Geschlechtsidentität stellt das Erleben gefühlshafter Gewissheit dar, dass man „männliche und weibliche“ Anteile in sich zu einer harmonischen Ganzheit gebracht hat“ (S. 28).

Er betont die Bedeutung, dass diese Erkenntnis aufgrund Selbstattribution erfolgt. So kann ein Mann weibliche Einstellungen und Verhaltensweisen entwickeln und sich in seiner so entwickelten Identität trotzdem voll und ganz als Mann fühlen, obwohl er von seiner Umgebung deswegen als weniger männlich oder sogar unmännlich betrachtet wird. Daraus folgernd würde eine Entwicklung die stark zwischen weiblich und männlich polarisiert eine eher neurotische statt einer gesunden Entwicklung der Geschlechtsidentität darstellen. Mertens (1992) führt weiter aus: „Die Idealvorstellung von einem psychisch gesunden und ausgewogenen Menschen ist nach neueren sozialwissenschaftlichen und psychoanalytischen Erkenntnissen und Optionen nicht der männliche oder der weibliche, sondern der Mensch, der männliche und weibliche Anteile integriert hat, was bislang aber manchen Frauen leichter zu fallen scheint als Männern“ (S. 29).

Mertens definiert in Anlehnung an Robert J. Stoller, Money und anderen drei Bausteine der Geschlechtsidentität, auf die ich später noch im Detail eingehen werde. Er unterscheidet

dabei die Komponenten Kern-Geschlechtsidentität von Stoller (1968), Geschlechtsrolle und Geschlechtspartner-Orientierung (S. 23f).

Bei Betrachtung der Definitionen wird deutlich, wie schwer es ist, den Begriff „Geschlechtsidentität“ klar abzugrenzen. Dadurch gestaltet sich die Forschung auch sehr schwierig und vielschichtig.

2.1.3 Geschlechtsrollen

Der Begriff „Geschlechtsrolle (gender role)“ stammt ebenfalls von Money aus dem Jahr 1955. Er verstand darin den **verhaltensmäßigen Ausdruck** der Geschlechtsidentität in der Interaktion mit anderen. Mertens (1992) spricht in seiner Definition nicht nur von Verhalten sondern auch von **Persönlichkeitsmerkmalen**, die ganz klar als typisch weiblich oder typisch männlich - sowohl interaktions- als auch situationsabhängig - zu sehen sind (Mertens, 1992, S. 25ff). Und Hartmut A. G. Bosinski (2000) betont schließlich dabei das Kontinuum im **Empfinden** zwischen typisch männlich und typisch weiblich, das im Geschlechtsrollenverhalten zum Ausdruck kommt (S. 100).

Geschlechtsrollen können schließlich auch als „kognitive Konstrukte“ (Alfermann, 1996, S. 33) verstanden werden, die sich auf „Erkenntnisse, Einstellungen, Präferenzen und Handlungsweisen [beziehen], die üblicherweise mit einem bestimmten Geschlecht verbunden“ sind (ebenda, S. 58). Dabei spielen der jeweilige kulturelle Rahmen, in dem sich die Geschlechtsrollen entwickeln und die damit verbundenen normativen Erwartungen bzw. definierten Verhaltensregeln, beispielsweise im sozialen Umgang, aber auch in der Arbeitsteilung in Beruf und Familie, eine bedeutende Rolle, so Alfermann (1996, S. 31 u. 33, vgl. auch Mertens, 1992, S. 25, Zimbardo, Gerrig, 2004, S. 491).

Die Übernahme der Geschlechtsrolle bzw. die Übernahme der damit verbundenen Erwartungen in das Selbstbild bezeichnet Alfermann (1996) als maskuline oder feminine Identität bzw. Geschlechtsrollenidentität. Sie sieht darin den über die Geschlechtsidentität hinausgehenden „psychologisch und sozial determinierten“ kognitiven Erwerb von geschlechtsbezogenen „Eigenschaften, Verhaltensweisen, Berufen, Rollen usw.“ (ebenda, S. 58, vgl. dazu Kap. 2.1.4).

2.1.4 Geschlechtsstereotype

Unter „Stereotype“ können allgemeine Annahmen verstanden werden, die sich auf bestimmte Eigenschaften von Personengruppen beziehen, „im Laufe der Sozialisation erworben“ werden und über die gesamte Lebensspanne stabil bleiben, so Alfermann (1996,